

## Laudatio für Jürgen Osterhammel

anlässlich der Verleihung des Abt Jerusalem-Preises in der Klosterkirche Riddags-  
hausen am 21.11.2017

von Ulrich Menzel

Die Einladung zur Verleihung des Abt Jerusalem-Preises, verehrte Anwesende, habe ich nach Art der kommunikativen Vorzeit bekommen – mit der Post. Als der Briefträger das Kuvert durch den Briefschlitz schob, klapperte erst der Deckel und anschließend hat es „platsch“ gemacht, weil das Kuvert einen Meter tief auf den Steinfußboden unseres Windfangs gefallen ist. Das Geräusch ist für mich, wenn ich im Zimmer neben der Haustür am Schreibtisch sitze, das Signal: Die Post ist da. An der Lautstärke des „Platsch“ kann ich sogar erkennen, ob es nur ein Brief ist oder ein ganzes Päckchen Briefe. Je lauter das Geräusch, desto mehr junk mail wird darunter sein. Semiotik ist die Lehre von den Zeichen.

Damit habe ich elegant übergeleitet vom Thema des Kolloquiums zur Laudatio für den Preisträger. Bitte erwarten Sie nicht, daß ich nach Art eines gegoogelten Wikipedia-Artikels oder der persönlichen Internetseite mit biographischem Abriss, Auszug aus dem Schriftenverzeichnis, Aufzählung abgelehnter Rufe, absolvierter Fellowships und Gastprofessuren sowie früherer Ehrungen aufwarte oder gar im Stil der „neuen Formen der wissenschaftlichen Kommunikation“ nur die Internetadresse [www.geschichte.uni-konstanz.de/osterhammel/](http://www.geschichte.uni-konstanz.de/osterhammel/) nenne und eine Linkliste der 89.100 Treffer in 0,42 Sekunden verteile, wenn man bei Google Jürgen Osterhammel ohne Anführungszeichen eingibt. Bei Google Scholar mit Anführungszeichen sind es „nur“ 5.680 Treffer. „Die Verwandlung der Welt“ wird mit 815 Nennungen am meisten zitiert.

Stattdessen lobe ich den diesjährigen Preisträger in Episoden. Vorweg einige unsortierte Stichworte, die aus Antworten auf meine Vorab-Befragung, aus Klappentexten, Vorworten und Internetseiten zusammengestellt sind: Lieblingsfach Germanistik; Sammler von „hochprozentigen“ Büchern; mit 300 zitierten chinesischsprachigen Titeln fast zu verdächtig, um einen Verlag zu finden; beeinflusst durch die „Bielefelder Schule“; mit außereuropäischem Hintergrund zwischen den Stühlen sitzend; nie Insti-

tutsdirektor gewesen; Studienmaterial in Papierform verschickt; märchenhafte Freiheit besessen; in zu kleinem süddeutschem Einfamilienhaus wohnend; Kurdish Edition als Raubdruck, Turkish Edition in preparation; Professeur ordinaire am Geneva Institute; aus der Flughöhe der Adler Princeton University Press sympathisch findend; weniger schreibend als Politologen; kein Meistererzähler und doch Deutscher Mandarin; mit dem Schnelltriebwagen von Siemens & Halske 650.000 Exemplare illustriert; den Cultural Turn nur teilweise mit gemacht und dennoch oder gerade deshalb die Zukunft der Tradition des goldenen Zeitalters der deutschen Wissenschaft. Ich zitiere aus einem Gutachten zur Verleihung des Leibniz-Preises: „What impresses and fascinates me most about Jürgen Osterhammel is his anachronism. Obviously, he lives very much in the 21st century, but he has in large measure the qualities of scholars from the golden age of German scholarships. He is the future of this tradition...“

Warum hat er den Abt Jerusalem-Preis verdient? In Marburg, einer der alten Universitäten, konnte man Anfang der 1970er Jahre und gerade als Stipendiat der Studienstiftung des deutschen Volkes noch ein klassisches Studium Generale absolvieren mit dem Haupt- und Lieblingsfach Germanistik, mit Politikwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Friedens- und Entwicklungsforschung, dazu ausführlich Philosophie und Soziologie, sogar Musikwissenschaft als heimliche Liebe und, man höre und staune, Chinesisch. Geschichte hingegen nur die nötigsten Scheine. Demnach war Geschichte neben Deutsch nur das zweite Fach im Ersten Staatsexamen. Das lag aber weniger am Fach als an seinen damals wenig inspirierenden Vertretern in Marburg. So gerüstet ist man zum Globalhistoriker geradezu prädestiniert, hätte sich das Referendariat und das 2. Staatsexamen nach der Promotion komplett schenken können.

Von der Lektüre des berühmten und von Dieter Senghaas 1972 in der Edition Suhrkamp herausgegebenen Sammelbands „Imperialismus und strukturelle Gewalt“ in Marburg ist es, inspiriert durch Ian Nish an der London School of Economics and Political Science, nicht weit bis zur persönlichen Entdeckung des Britischen Empires, das in China seine informelle Ausprägung erfuhr. Das Deutsche Historische Institut in London, damals geleitet von Wolfgang J. Mommsen, der neben Max Weber im Zeitalter des Imperialismus sein anderes großes Thema hatte, bot dem Fellow den Rahmen, um im Public Record Office die Berichte der britischen Konsuln in China und

die Archive britischer China-Firmen einzusehen - aber auch, um die chinesischen Quellen zu studieren. In den 1930er Jahren gab es ca. 6000 Zeitungen und Zeitschriften in China. Der Geist war aus der Flasche und sollte nie mehr darin zurückkehren. In das Ergebnis des Quellenstudiums fiel ein bitterer Wehrmutstropfen. Welcher Verlag wollte eine Dissertation publizieren, selbst wenn von Richard Lorenz betreut, in deren Literaturliste allein 287 chinesischsprachige Titel aufgeführt sind? Helmut Martin sei Dank konnte sie schließlich 1982 als Band 10 der „Chinathemen“ im Studienverlag Dr. N. Brockmeyer (Bochum) erscheinen, einem damals so typischen Kleinverlag, der sich auf die Publikation von Dissertationen spezialisiert hatte. Mancher renommiertere Verleger, der womöglich konsultiert wurde, dürfte sich später geärgert haben, welcher dicke Fisch ihm da durch die Maschen gegangen ist. Ein Rezensent schrieb: „Die häufige Sprachlosigkeit zwischen Sinologen, Historikern, Sozialwissenschaftlern und Ökonomen ist in dieser Studie sehr wirkungsvoll bekämpft worden.“ Dem interdisziplinären Anspruch zu genügen, ist sein Programm bis heute.

Auch wenn man nie in Bielefeld studiert hat, damals das Mekka der Strukturgeschichte, so konnte man dennoch durch sie, etwa in der Person Jürgen Kockas, beeinflusst werden. Wenn man auch noch in den Herausgeberkreis der Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft“ aufgenommen wurde, war man fast ein halber Bielefelder. Doch dürfen die Einflüsse von Fernand Braudel und dem Braudel-Schüler Immanuel Wallerstein, selbst wenn man ihm nicht dogmatisch gefolgt ist, nicht geleugnet werden. Und dann war da noch Max Weber, dessen Denken auch „strukturell“ ist und das erst via Mommsen in London und später via Wilhelm Hennis Einfluß auf den Akademischen Rat in Freiburg genommen hat.

Endgültig zwischen alle Stühle beförderte ihn die Freiburger Habilitation. Ein angehender deutscher Neuhistoriker hat sich mit deutscher, allenfalls mit europäischer Geschichte unter besonderer Berücksichtigung der Bismarck-Zeit zu befassen. In der Schule haben wir ein ganzes Jahr lang Bismarck durchgenommen. Für das, was danach kam, blieb keine Zeit mehr. Wer eine Habilitationsschrift über „China und die Weltgesellschaft“ (1989) verfaßt, als Fortsetzung von „Britischer Imperialismus im Fernen Osten“ die Verkehrung der Perspektive, der konnte in Historiker-Kreisen nur mit Bedauern registriert werden. Warum so viel Mühe auf ein exotisches Thema verwenden, das die zeitraubende Lektüre chinesischer Texte verlangt, aber nicht taugt

als Grundlage einer akademischen Karriere an einer deutschen Universität? Er hat die Schrift seinem Vater gewidmet, der die Entstehung nicht mehr erleben konnte, und an ihn beim Schreiben als den idealen Leser gedacht. Jedes Manuskript, wenn es gut werden soll, verlangt den idealen Leser im Geiste, da man dessen mögliche Einwände antizipiert und die Gegenargumente in den Text einbaut, bevor sie jemand vorgebracht hat. Heute - im vielzitierten Zeitalter der Globalisierung (ein ganz unsinniger Begriff) hat man es als Historiker, der zwischen den Lehrstühlen der eigenen Zunft und den der philologisch arbeitenden Regionalwissenschaftler sitzt, einfacher, weil aus „Außereuropäischer Geschichte“ „Globalgeschichte“ geworden ist. Nicht nur Kleider, auch Begriffe machen Leute. Als „Globalhistoriker“ ist man derzeit à la mode.

Es fügte sich allerdings, manchmal macht auch der Zufall Leute, daß die Fernuniversität Hagen gerade als dritte historische Professur eine für „Außereuropäische Geschichte“ ausgeschrieben hatte – ein mutiges Experiment, das ihrem Namen zur Ehre gereichte. Fernuniversität noch ganz ohne E-Mail, Face Book und Internet - das ging mit Studienbriefen, gedruckt und per Post verschickt, mit Studienberatung am Telefon nach Dienstschluß, weil die Studierenden berufstätig waren. Was nur fehlte, war der Austausch mit dem begabten Nachwuchs, das, was Humboldt die Einheit von Forschung und Lehre genannt hat. Wie die Fernuni heute funktioniert, weiß er nicht. Vielleicht als Vorlesung auf Youtube mit anschließender virtueller Gemeinschaft in der Whats App-Gruppe, Studierende als Follower des Dozenten auf Twitter und mit der Zahl der Likes als Ersatz für die Evaluation der Lehrveranstaltung? Ob so die Humboldtsche Idee wieder auflebt?

Als der Völkerbund 1920 in Genf gegründet wurde, wurde dort 1927 auch ein Institut eingerichtet, um Personal für den Völkerbund auszubilden. Zwar ist der Völkerbund mit seinem imposanten Friedenspalast Geschichte, doch ist Genf eine Global City geblieben und der größte UNO-Standort weit vor New York mit vielen Unter- und Nebenorganisationen wie der WTO. In der UNO-Kantine gibt es Buffets mit Gerichten aus allen Küchen der Welt. In einem parkähnlichen Gelände am Ufer des Genfer Sees mit unverbaubarem Blick auf den schneebedeckten Mont Blanc jenseits des Sees liegt das besagte Geneva Institute als Ausbildungsstätte für Postgraduierte zur Verwendung in Internationalen Organisationen. Das Unterrichtsprogramm ist eine Mischung aus Völkerrecht, Volkswirtschaftslehre, Internationale Beziehungen und Neuere Geschichte in französischer, englischer und deutscher Sprache. Zu den Pro-

fessuren gehörte auch eine für Geschichte der internationalen Beziehungen. Bei unseren Institutsexkursionen haben wir es, heute eine regelrechte Universität, aufgesucht - wenn nur Genf nicht so teuer wäre. Nur den Professor Osterhammel haben wir nicht mehr angetroffen, da dieser einem Ruf knapp hinter die Schweizer Grenze nach Konstanz gefolgt war.

Wenn nur die Immobilienpreise in Süddeutschland nicht so hoch wären - etwa im Vergleich zu Niedersachsen. An dieser Stelle kommen die Opportunitätskosten ins Spiel. Die Gehälter im Öffentlichen Dienst sind im Prinzip überall gleich, überall ungleich sind aber die Preise für die Güter, die man mit dem Gehalt erstehen kann. Wie alles im Leben ist auch ein Professorengehalt relativ. Im vorliegenden Fall ist die Privatbibliothek das Opfer der Opportunitätskosten. Wenn die Kapazitätsgrenze eines kleinen süddeutschen Einfamilienhauses erreicht ist und auch noch die Ehefrau Sinologin und Professorin, dann kann eine Bibliothek nicht mehr wachsen. Für einen passionierten Sammler eine ganz harte Erfahrung. Jedem neuen Buch muß ein altes weichen. Die Quantität stagniert auf hohem Niveau und nur die Qualität wird „hochprozentiger“. Aus der bibliophilen Perspektive hätte er den Ruf an das Max Planck-Institut für Geschichte in Göttingen doch annehmen sollen – nicht weil er dann Institutsdirektor geworden wäre, sondern wegen der größeren norddeutschen Einfamilienhäuser. Immerhin – eine „kleine Spezialsammlung“ zur Musikgeschichte und eine „große Kollektion“ chinesischer Bücher ist geblieben. Die Zeiten, in denen die Gelehrtenbibliothek die Altersvorsorge der Professorengattin war, ist vorbei – nicht nur, weil die Professorengattinnen selber berufstätig sind, sondern auch, weil die wissenschaftlichen Antiquariate nicht mehr viel zahlen. Wer will schon eine Gelehrtenbibliothek verramschen? Ob man demnächst E-Books antiquarisch bei eBay ersteigern kann?

Was macht man mit einem Leibniz-Preis? Die Antwort lautet: Der Preis ist eine großartige Sache, da man viel Geld bekommt, ohne zuvor einen Drittmittel-Antrag gestellt zu haben, an den man gebunden ist. Man kann das Geld, verteilt über 7 Jahre, ausgeben völlig nach eigenem Gusto und die „märchenhafte Freiheit“ erfahren, von der die DFG spricht. Man kann Doktorandinnen und Postdocs finanzieren, akademische Karrieren anschieben, eine kleine Forschungsstelle „Globale Prozesse, 18 – 20. Jahrhundert“ gründen, durch eine Vertretung das eigene Lehrdeputat reduzieren, jedes, wirklich jedes, benötigte Buch für die Universitätsbibliothek anschaffen, und

man heimst mächtig Prestige (aber auch Neider) bei der Heimatuni ein, da diese über die Programmpauschale 20 Prozent des Preisgeldes zusätzlich für sich vereinbaren und damit hausinterne Trittbrettfahrerprojekte finanzieren kann.

Ein solches Paradies ist der Garten, in dem die „Verwandlung der Welt“ auf 1865 Seiten Dünndruck gedeihen konnte – ein Wagnis, einfach so ganz ohne Verlagsvertrag und im wahrsten Sinne des Wortes global publiziert 2009 erst bei Beck in der Historischen Bibliothek der Gerda Henkel-Stiftung und danach mit Übersetzung ins Englische als überarbeitete Standardversion bei der „sympathischen“ Princeton University Press, ferner ins Spanische, Chinesische, Französische, Polnische und Russische und in Vorbereitung auf rumänisch, türkisch, niederländisch, koreanisch und arabisch. Es gibt nicht viele Politologen, die eine solche Liste vorzuweisen haben. Vom Studienverlag Dr. N. Brockmeyer zur Princeton University Press – das ist schon ein steiler Aufstieg. Die ins Kurdische und Persische übersetzten Raubdrucke betreffen die nur seitenmäßig mickrige „Geschichte der Globalisierung“. Hören wir zu, wie der Autor sein Buch charakterisiert „Es ist ein globales Epochenportrait, wobei die chronologischen Grenzen der Epochen bewußt offen gehalten werden, sicher nicht 1800 bis 1900, auch nicht konventionell 1789 bis 1914. Als `Strukturhistoriker` erzähle ich eigentlich nie. Deswegen paßt der beliebte Begriff der `Meistererzählung` sehr wenig. Er paßt auch deshalb nicht, weil ich verweigere, das 19. Jahrhundert auf eine einfache Formel zu bringen (`das Jahrhundert des XYZ...`). Das Buch ist eher ein Bündel von mehr oder weniger chronologisch entwickelten Gedanken über ausgewählte Aspekte der Epoche.“

Ich finde, daß es doch eine Meistererzählung ist, würdig den Erzähler in die Tradition der deutschen Mandarine zu stellen, nicht nur, weil der Mandarin Mandarin spricht, sondern weil es eine Meistererzählung ist der strukturellen Art. Eine solche Erzählung muß man nicht nur lesen, sondern auch schreiben können. Lieblingsfach Germanistik und Sigmund Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. Der ideale Leser im Geiste achtet auch auf die Prosa. Das Werk, hier paßt der Begriff, ist dem Sohn gewidmet vielleicht als Kompensation für die viele Zeit, die es verlangte und für die Familie nicht mehr übrig blieb. Es geht um Annäherungen, Panoramen und Themen, nicht nur um Krieg und Frieden oder Staat und Revolution, sondern auch um Raum und Zeit, um Sesshafte und Mobile, um Risiken und Nebenwirkungen, den entfesselten Prometheus, um Arbeit, Ver-

kehr und Kommunikation, um Vermehrung, Verdichtung und Verteilung von Wissen und nicht zuletzt um Zivilisierung und Ausgrenzung. Alles Punkte, die heute auf einer kritischen Tagesordnung stehen und deren historische Bedingtheit man erst versteht, wenn man das 19. Jahrhundert verstanden hat. Erst das letzte und XVII. Kapitel handelt von der Religion, obwohl der Autor viele gute Gründe nennt, sie in den Mittelpunkt seiner Geschichte zu stellen. Insofern paßt der Abt Jerusalem-Preis, der hervorragende Beiträge zum Dialog der Geistes-, Natur- und Technikwissenschaften prämiert, gerade auf einen wie Jürgen Osterhammel.



Wem die 1568 Seiten zu viel sind, dem empfehle ich die Kurzfassung „Das 19. Jahrhundert“, als Nr. 315 der Informationen zur politischen Bildung der Bundeszentrale für politische Bildung. Statt William Turners „Rain, Steam and Speed. The Great Western Railway“ von 1844 zeigt das Heft den „Schnelltriebwagen der Firma Siemens & Halske auf der Versuchsstrecke Marienfelde-Zossen“ aus dem Jahre 1903 zur Illustration auf dem Umschlag. Die ikonographische Aussage ist dieselbe bis in die tempobedingte Unschärfe der Lok, nur daß die Meisterung der Geschwindigkeit am Ende des zweiten Kondratieffs von England auf Deutschland übergegangen ist. Vielleicht ist die Geschwindigkeit doch das XYZ, das das 19. Jahrhundert ausmacht, und ein Grund, warum deren Reporter den Cultural Turn nur teilweise mit vollzogen hat. Damit ist er in Konstanz, wo sich die Geschichtswissenschaft in äußerster Weise als Kulturwissenschaft versteht, wieder der Exot. Auch insofern ist er sich treu geblieben. Ich finde das sympathisch als historisch arbeitender Sozialwissenschaftler, der in der historisch-komparativen Methode den Königsweg zur Erkenntnis sieht und auch, nicht nur wegen des Interesses für den Fernen Osten, oft zwischen den Stüh-

len gegessen hat. Statt 1568 hat das Heft nur 83 Seiten und verlangt nur die Versandkosten – aber nur ab 1 Kg Versandgewicht. Sie werden fällig, wenn man einen ganzen Klassensatz bestellt. Angesichts der Auflage von 650.000 kein Problem.

Bleibt noch die Auflösung, was es mit der Flughöhe der Adler auf sich hat. Gemeint ist der jüngste Titel einer Sammlung von historischen Essays zur globalen Gegenwart. Nicht der Titel ist paradox, sondern das, was er beschreibt. Nur aus der Perspektive des Adlers überblickt man das Große und Ganze und behält doch den scharfen Blick am Boden für das kleinste Detail.

Meine Damen und Herren, ich bitte um Beifall für einen würdigen Preisträger!